

Gusel Jachina  
Wolgakinder

a aufbau



GUSEL JACHINA

# Wolgakinder

ROMAN

Aus dem Russischen  
von Helmut Ettinger

 aufbau

Die Originalausgabe unter dem Titel  
Дети мои  
erschien 2018 bei AST, Moskau



ISBN 978-3-351-03759-8

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2019

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2019

© 2018 by Guzel Yakhina

All rights reserved

Einbandgestaltung zero-media.net, München

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)

Für meinen Großvater,  
den Deutschlehrer einer Dorfschule



# Die Ehefrau



Die Wolga teilte die Welt in zwei Hälften.

Das linke Ufer war niedrig und gelb; flach lag es da und ging in die Steppe über, aus der jeden Morgen die Sonne heraufstieg. Die Erde schmeckte bitter und war von Zieselmausen durchwühlt, das Gras wuchs dicht und hoch, die Bäume hingegen waren niedrig und selten. Getreide- und Melonenfelder bis zum Horizont, farbenprächtig wie eine baschkirische Bettdecke. Am Ufer klebten die Dörfer. Der Steppenwind war heiß und würzig, er roch nach den Wüsten Turkmeniens und dem Salz des Kaspischen Meeres.

Wie es am anderen Ufer aussah, wusste niemand. Über der rechten Seite des Flusses erhoben sich mächtige Berge, die senkrecht, wie mit einem Messer abgeschnitten, in den Fluss stürzten. An der Kante rieselte zwischen den Steinen Sand herunter, doch die Berge sanken nicht ein, sie wurden Jahr um Jahr nur steiler und fester – von blaugrünem Wald bedeckt im Sommer und tief verschneit im Winter. Hinter diesen Bergen ging die Sonne unter. Auch dort wuchsen kühle Laub- und finstere Nadelwälder. Dahinter lagen die großen russischen Städte mit ihren weißen Kremlburgen, Sümpfe und glasklare blaue Seen mit eiskaltem Wasser. Vom rechten Ufer her wehte es immer kalt; der Wind musste von der fernen Nordsee kommen. Manch einer nannte sie nach alter Sitte noch immer das Deutsche Meer.

Schulmeister Jakob Iwanowitsch Bach spürte diese unsichtbare Trennlinie, die mitten durch die Wolga lief, wo das Wasser wie Stahl und schwarzes Silber schimmerte. Doch die wenigen Menschen, zu denen er von seinen merkwürdigen Gedanken sprach, schauten ihn befremdet an, denn sie sahen das heimatliche Gnadental eher als Mittelpunkt ihres kleinen, von der Wolgasteppe umschlossenen Universums, nicht als einen Grenzort. Bach stritt nicht mit ihnen, denn jede Unstimmigkeit bereitete ihm seelische Schmerzen. Er litt schon, wenn er im Unterricht einem faulen Schüler die Leviten lesen musste. Wahrscheinlich hielt man ihn deswegen auch nur für einen mittelmäßigen Lehrer. Bach sprach mit leiser Stimme, war spindeldürr und von so unscheinbarem Äußerem, dass niemand darüber je ein Wort verlor. Wie auch über sein ganzes Leben.

Wenn morgens am Himmel noch die Sterne leuchteten, erwachte Bach unter seinem Federbett aus Entendaunen und lauschte den Klängen der Welt. Das Gewirr der Laute fremden Lebens, das um ihn herum und über ihn hinweg strömte, beunruhigte ihn. Um die Dächer fegte der Wind – stürmisch, mit Schnee und Graupel vermischt im Winter, böig, mit Feuchtigkeit und himmlischer Spannung geladen im Frühling, träge und trocken, von Staub und den leichten Flugsamen des Steppengrasses durchsetzt im Sommer. Hunde begrüßten ihren Herrn, wenn er vor die Tür trat, mit freudigem Gebell. In tiefem Bass brüllten die Rinder auf dem Weg zur Tränke – ein guter Bauer ließ seinen Ochsen oder sein Kamel niemals abgestandenes Wasser oder getauten Schnee aus dem Eimer saufen, sondern führte sie stets zur Wolga, und das, bevor er sich zum Frühstück niedersetzte oder an andere Arbeiten ging. Hier und da ließ eine Frau auf dem Hof ein gedehntes Lied er-

klingen, um sich den kalten Morgen zu verschönern oder einfach, um nicht wieder einzuschlafen. Die Welt atmete, ratterte, pfiff, muhte, trappelte mit den Hufen, tönte und sang mit vielen Stimmen.

Die Laute seines eigenen Lebens waren so dürftig und unbedeutend, dass Bach sie gar nicht mehr wahrnahm. Das einzige Fenster seines Zimmers klapperte im Wind. Schon im vergangenen Jahr hätte er die Scheiben besser am Rahmen befestigen und die Ritzen mit Kamelwolle abdichten sollen. In dem lange nicht gereinigten Rauchabzug knackte es hin und wieder. Manchmal ließ eine graue Maus hinter dem Ofen ihren Pfiff hören. Vielleicht war es auch nur die Zugluft zwischen den Dielen, die Maus war längst tot und von den Würmern vertilgt. Mehr gab es von Bach nicht zu berichten. Viel interessanter war es hingegen, dem Leben *draußen* zu lauschen. Dabei vergaß Bach manchmal, dass er selbst zu dieser Welt gehörte, dass er seine Schwelle überschreiten und sich diesem vielstimmigen Chor anschließen konnte – ein lautes, übermüdiges Lied anstimmen wie das von den deutschen Siedlern so geliebte »Ach, Wolga, Wolga!«, seine Tür krachend zuschlagen oder wenigstens einmal geräuschvoll niesen. Doch Bach hörte lieber zu.

Um sechs Uhr morgens stand er, fertig angezogen und gekämmt, bereits an der Schulglocke, die Taschenuhr in der Hand. Wenn die beiden Zeiger genau übereinanderlagen, der kleine auf die Sechs und der große auf die Zwölf zeigte, zog er mit aller Kraft an dem Seil, und weithin hallte der Ton der Bronzeglocke. In all den Jahren erlangte Bach in dieser Übung eine solche Meisterschaft, dass dies genau in dem Augenblick geschah, da der Minutenzeiger den höchsten Stand erreichte. Einen Moment später, das wusste Bach genau, wandte sich jeder Bewohner des Dorfes.

fes der Glocke zu, nahm die Kopfbedeckung ab und murmelte ein kurzes Gebet. In Gnadental begann ein neuer Tag.

Zu den Pflichten des Schulmeisters gehörte es, die Glocke jeden Tag dreimal zu läuten – um sechs Uhr morgens, zu Mittag und um neun Uhr abends. Dieses Ritual galt Bach als sein einziger würdiger Beitrag zu der Sinfonie des Lebens, die um ihn herum erklang.

Bach wartete ab, bis auch der letzte Ton der Glocke verstummt war, und lief dann ins Schulhaus zurück. Dieses hatte man aus festen Kanthölzern erbaut, welche die Dorfbewohner den Flößern abkauften, die vom Shiguli-Gebirge oder gar aus dem Gouvernement Kasan die Wolga herunterkamen. Das Fundament bestand aus Steinen, die man für größere Haltbarkeit mit Lehm verschmiert hatte. Das Dach war nach der neuen Mode mit Blech gedeckt, das erst seit Kurzem die ausgedörrten Bretter ersetzte. Fensterrahmen und Tür strich Bach jedes Frühjahr in strahlendem Himmelblau.

Das Schulhaus war langgestreckt und hatte sechs Fenster auf jeder Seite. Der Klassenraum füllte es fast zur Gänze aus; nur an der Stirnseite war für den Lehrer eine kleine Kammer als Schlafraum mit Kochnische abgetrennt. An der Zwischenwand stand der große Ofen. Da er für das Heizen des ganzen Hauses im Winter nicht ausreichte, hatte man an den Wänden drei weitere gusseiserne Kanonenöfchen platziert. Daher roch es im Klassenzimmer ewig nach Eisen – im Winter nach glühendem und im Sommer nach feuchtem. Am entgegengesetzten Ende des Raumes stand das Pult des Schulmeisters, vor dem sich die Bänke für die Schüler aufreiherten. In der ersten Reihe, der für die »Esel«, hatten die jüngsten Schüler und jene ihren Platz, deren Verhalten oder geringer Fleiß dem

Lehrer Sorge bereiteten. Dahinter gruppierten sich die älteren Jungen und Mädchen. Außerdem gab es im Klassenzimmer eine große Tafel, einen Schrank mit Schreibpapier und Landkarten, ein paar gewichtige Lineale, die in der Regel nicht nach ihrer eigentlichen Bestimmung, sondern für erzieherische Zwecke benutzt wurden. Außerdem ein Bild des Zaren von Russland, das dort hing, weil das Schulamt das angeordnet hatte. Das Bild bereitete nur zusätzliche Scherereien. Seit es in der Schule aufgetaucht war, musste Dorfvorsteher Peter Dietrich eine Zeitung beziehen, um, was Gott verhüte, die Nachricht von einem Wechsel des Herrschers im fernen Petersburg ja nicht zu verpassen und sich vielleicht vor der nächsten Kommission zu blamieren. Zuvor hatten die Geschehnisse im russischen Russland die deutsche Ansiedlung mit einer Verspätung erreicht, als läge sie nicht im Herzen des Wolgagebietes, sondern im letzten Winkel des Reiches, was ein derartiges Vorkommnis durchaus als möglich erscheinen ließ.

Einst hatte Bach davon geträumt, das Klassenzimmer mit dem Konterfei des großen Goethe zu schmücken, aber aus dieser Idee wurde nichts. Müller Julius Wagner, der geschäftlich häufig in Saratow zu tun hatte, versprach ihm, »ein Porträt des Dichters zu beschaffen, falls es denn irgendwo in einem Laden herumliegen sollte«. Da der Müller aber von der Dichtkunst wenig hielt und vom Aussehen des genialen Landsmanns nur eine sehr vage Vorstellung hatte, ließ er sich leicht übers Ohr hauen. Statt Goethe drehte ihm eine verschlagene Krämerseele das zweitklassige Bildnis eines blutarmen Aristokraten mit albernem Spitzenkragen, üppigem Schnauzer und Spitzbart an. Der hätte zur Not als Cervantes durchgehen können, aber auch das nur bei trübem Licht. Der Gnadtaler

Kunstmaler Anton Fromm, der mit seinen Arbeiten vor allem Truhen und Geschirrregale schmückte, bot Bach an, beide Bärte zu übermalen und unter dem Spitzenkragen Goethes Namen in Großbuchstaben hinzuzufügen. Aber auf eine solche Fälschung wollte sich Bach nicht einlassen. So blieb das Schulhaus ohne Goethe. Das Unglücksbild überließ Bach dem Maler, der es sich zur Anregung seiner Phantasie erbat.

Nachdem Bach pflichtgemäß die Glocke geläutet hatte, ging er daran, die Öfen zu heizen, damit es die Schüler bei ihrem Eintreffen warm hatten, und lief dann in sein Kämmerchen, um zu frühstücken. Was er des Morgens aß und trank, hätte er selbst nicht recht sagen können, weil er dem nicht die geringste Bedeutung beimaß. Eines stand jedoch fest: Statt Kaffee trank Bach »ein rotbraunes Gebräu, das an Kamelpisse erinnert«. So die Worte von Dorfvorsteher Dietrich, der den Schulmeister vor fünf, sechs Jahren frühmorgens in einer wichtigen Angelegenheit aufgesucht und mit ihm dessen frugales Mahl geteilt hatte. Seitdem war weder Dietrich noch ein anderer je wieder zum Frühstück bei ihm erschienen, aber die Worte hatte sich Bach gemerkt. Betroffen machten sie ihn allerdings nicht, denn für Kamele empfand er eine ausgesprochene Sympathie.

Die Kinder erschienen um acht Uhr morgens im Schulhaus – die Schulbücher in der einen und ein Bündel Feuerholz oder eine Tüte mit einem getrockneten Kuhfladen in der anderen Hand. Neben dem Schulgeld leisteten die Dorfbewohner ihren Beitrag zur Bildung ihrer Kinder auch in Form von Naturalien wie Heizmaterial für die Öfen. Unterricht wurde vier Stunden vor der Mittagspause und zwei Stunden danach erteilt. Der Schulbesuch galt als ernste Angelegenheit. Für das Versäumen eines halben Unterrichtstages hatte die Familie des Schwänzers drei Kopeken Strafe

zu zahlen. Die Lehrfächer waren deutsche und russische Sprache, Schreiben, Lesen und Rechnen. Zur Vermittlung von Katechismus und Geschichten aus der Bibel kam der Gnadalntaler Pastor Adam Händel in die Schule. Eine Einteilung in Klassen gab es nicht. Die Schüler wurden gemeinsam unterrichtet – in einem Jahr bis zu fünfzig, in einem anderen bis zu siebzig an der Zahl. Zuweilen teilte sie der Schulmeister in Gruppen ein, die er mit unterschiedliche Aufgaben beschäftigte. Dann wieder sprachen oder sangen sie im Chor. Das gemeinsame Lernen war die wirksamste pädagogische Methode für eine so große und ausgelassene Kinderschar wie in der Schule von Gnadalntal.

In seinen Jahren als Lehrer, da eines dem anderen glich und nichts Besonderes passierte, außer dass man im vergangenen Jahr das Dach erneuert hatte und es nun nicht mehr auf das Pult des Schulmeisters tropfte, hatte sich Bach derart daran gewöhnt, immer wieder die gleichen Worte zu sprechen und die gleichen Rechenaufgaben aus dem Lehrbuch vorzutragen, dass sein Kopf gelernt hatte, zwei Dinge gleichzeitig zu tun. Die Zunge wiederholte eine bekannte Regel der Syntax, die Hand klopfte träge mit dem Lineal auf den Hinterkopf eines allzu schwatzhaften Schülers, die Beine trugen ihn durch den Klassenraum, aber Bachs Gedanken dämmerten vor sich hin, eingelullt von der eigenen Stimme und dem gleichmäßigen Nicken des Kopfes im Takt der schlurfenden Schritte. Ein paar Minuten später hielt er nicht mehr die »Russische Sprache« von Wollner in der Hand, sondern das Rechenbuch von Goldenberg. Und aus seinem Munde strömten nicht mehr Haupt-, Eigenschafts- und Tätigkeitswörter, sondern die Regeln des Rechnens. Bis zum Ende des Unterrichts blieb eine ganze Kleinigkeit, höchstens eine Viertelstunde. War das nicht angenehm?

Das einzige Fach, bei dem seine Gedanken sofort wieder auflebten, war Deutsch. Über die Tücken der Rechtschreibung mochte sich Bach nicht lange verbreiten, ihn zog es zur Dichtkunst hin, zu Novalis, Schiller und Heine. Gedichte ergossen sich über die jungen Wuschelköpfe so reichlich wie Wasser am Badetag.

Die Liebe zur Poesie hatte Bach schon in seiner Jugend gepackt. Bereits damals schien es, als ernähre er sich nicht von Kartoffelpuffern und Melonenkaltschale, sondern allein von Balladen und Oden. Er glaubte, er könnte sie allen nahebringen – deshalb war er Lehrer geworden. Wenn er vor der Klasse die geliebten Verse deklamierte, spürte Bach immer noch ein andächtiges Beben in seiner Brust, irgendwo nahe beim Herzen. »Wanderers Nachtlied« konnte er zum tausendsten Mal aufsagen, und schon erblickte er draußen alles, was der große Goethe beschrieben hatte – die mächtigen dunklen Berge am rechten Wolgaufer und die ewige Ruhe über der Steppe am linken. Und er selbst, Schulmeister Jakob Iwanowitsch Bach, zweiunddreißig Jahre alt, in der vom langen Tragen fadenscheinig gewordenen Uniformjacke mit den geflickten Ärmeln und unterschiedlichen Knöpfen, der vom herannahenden Alter bereits kahl und faltig wurde, wer war er denn, wenn nicht jener Wanderer, zu Tode erschöpft und zugleich bedauernswert in seiner Furcht vor der Ewigkeit?

Die Kinder teilten diese Leidenschaft ihres Lehrers nicht. Ihre Gesichter, die je nach Temperament frech oder aufmerksam dreinblickten, nahmen schon bei den ersten Verszeilen einen apathischen Ausdruck an. Jenaer Romantik und Heidelberger Schule wirkten auf die Klasse wie ein starkes Schlafmittel. Mit Hilfe von Gedichten waren die Rangen offenbar besser zur Ruhe zu bringen als mit den üblichen Ermahnungen und dem Lineal. Höchstens Les-

sings Fabeln, in denen die Abenteuer von Wesen beschrieben wurden, die den Kindern von klein auf vertraut waren – von Schweinen, Füchsen, Wölfen oder Lerchen –, fanden bei den Wissensdurstigeren unter ihnen Interesse. Aber auch die konnten den Geschichten bald nicht mehr folgen, die in korrektem, gestelztem Hochdeutsch daherkamen.

Die deutschen Siedler hatten die Heimatdialekte ihrer Ursprungsregionen Westfalen und Sachsen, Bayern, Tirol und Württemberg, Elsass und Lothringen, Baden und Hessen mitgebracht. In Deutschland selbst, das längst vereinigt war und sich jetzt stolz Deutsches Reich nannte, kochten die Dialekte seit Langem in einem Topf wie das Gemüse in der Suppe, aus der kunstfertige Köche – Gottsched, Goethe oder die Brüder Grimm – ein exquisites Gericht bereitet hatten: die deutsche Literatursprache. Doch in den deutschen Ansiedlungen an der Wolga gab es niemanden, der sich in dieser Spitenküche auskannte. Die regionalen Dialekte verschmolzen zu einer gemeinsamen Sprache, die einfach und ehrlich klang, wie eine Zwiebelsuppe mit eingeweichten Brotkrusten. Das Russische bereitete den Siedlern große Mühe. In ganz Gnadalental brachte man nicht mehr als hundert russische Wörter zusammen, die man den Kindern schon in der Schule eingetrichtert hatte. Doch um auf dem Markt in Pokrowsk Handel zu treiben, reichten sie vollkommen aus.

Nach dem Unterricht des Tages schloss sich Bach in seinem Kämmerchen ein und verschlang eilig ein spätes Mittagessen. Das hätte er auch bei unverschlossener Tür tun können, aber der vorgeschobene Riegel schien den Geschmack des Gerichts zu verbessern, das in der Regel längst ausgekühlt, genauer gesagt, eiskalt war. Für ein sehr bescheidenes Entgelt brachte ihm die Mutter eines

der Schüler einen Topf Erbsbrei oder Milchsuppe mit Nudeln – den Rest der Mahlzeit einer großen Familie vom vergangenen Tag. Natürlich hätte er die gute Frau bitten können, ihm das Essen wenn nicht heiß, dann wenigstens warm zu liefern, aber dafür fehlte ihm immer die Zeit. Erst recht dafür, es selbst aufzuwärmen, denn jetzt kam der wichtigste Teil des Tages, die Stunde der Besuche.